Lorbeerhaine, kühl und ſchattig
Wechſeln ab mit Saatenfeldern,
Waſſerreiche Wieſengründe,
Mit der Berge dichten Wäldern.

Hoch auf laubumkränzten Gipfeln
Freundliche Kapellen ſtehen
Von den Hügeln weiße Villen
In das Tal herniederſehen.

Und im Tal und auf den Höhen
Frohes Leben allerwegen,
Heiter wie der Himmel ſtrahlt uns
Auch das Menſchenaug entgegen.

Hier, am Uferrand des Arno,
Ruht Firenza, lieblich blühend
Wie in erſter Jugendfriſche
In dem Morgenrot erglühend.

Jedoch ſind ſolche Vorſtellungen eigentlich nur berechtigt und entſprechen nur dann der Wirklichkeit, wenn man als fahrender Schüler mit dem Ränzlein auf dem Rücken und ohne Sorge, daß der Urlaub bald zu Ende geht, ſich zu Fuß der ſchönen Stadt nähert. Nur ſo genießt man alles, was fern und nahe ſich bietet. Heute aber wird man auf der Eiſenbahn in ſchleunigem Tempo in einem ſchwarzen Käfig mitten in Florenz hineingetragen und wenn man ausgeladen iſt, ſieht man große Reiſekoffer, große Hallen, dann lange Straßen und Häuſerreihen, die oben noch ein Stückchen blauen Himmel ſchauen laſſen, aber von dem Licht und dem Duft und der Luft, den Bergen und den Wäldern, die es bekränzen, uns nichts erzählen. Stadt iſt eben Stadt, ob ſie nun am Ufer des Rheines oder am Arno liegt, ein Komplex von Menſchenwohnungen mit all dem, was Menſchen bedürfen.

Doch das fiel uns gleich auf, Florenz hat etwas ungemein Anmutiges und Freundliches an ſich. Schöne Menſchengeſtalten, groß und ſchlank und mit ſo lieblich feinen Geſichtern, als hätten ſie ſich in den von Fieſole und Raffael gemalten Köpfen geſpiegelt, bewegen ſich über die Straße mit einer Freiheit und Grandezza, als wenn ſie ſagen wollten: „Jeder Zoll ein Florentiner, jeder Schritt eine Florentinerin.“ Auch die Gebäude und Straßen ſelbſt haben ein ſo jugendliches, gutmütiges und lebensfrohes Anſehen und laden freundlich zum bleiben und wohnen ein. Außer der allerdings auch hier läſtigen Kutſcherplage merkt man im übrigen wenig von der ſonſt oft unangenehmen italieniſchen Zudringlichkeit und Neugier. In anderen Städten waren wir deutſche Prieſter mit unſerer Kleidung ein merkwürdiges Beobachtungsobjekt; hier aber in Florenz, wo zwar viele Geiſtliche ſich bewegen, aber immer in langer Soutane und Cingulum, dem Doktormäntelchen und dem nach unſerem Empfinden etwas herausfordernden Dreiſpitz, gingen wir in unſerer Soutane ſo ungeniert einher, als wären wir in Köln. Was die Florentiner dem Fremden entgegenbringen, iſt lauter Freundlichkeit und feine Sitte, das Intereſſe iſt ganz auf Seiten des Fremden Florenz gegenüber.

Das von den beiden Schweſtern uns empfohlene Hotel fanden wir bald und waren, wenn wir auch 72 Stufen bis zu unſerem Zimmer hinaufklettern mußten, gut dort aufgehoben. Gleich am andern Morgen beobachteten wir in der Frühe eine — vielleicht in Köln noch unbekannte — Methode, vom Bäckerjungen die Brötchen zu bekommen, wenn im Hauſe noch alles ſchläft oder es dem Dienſtmädchen noch etwas zu früh ſein ſollte, das Tagewerk zu beginnen. Vom 4. Stock ſenkt ſich auf einmal aus dem Fenſter an einer Kordel ein leeres Körbchen herab, um bald, bis oben an mit Brötchen beladen, die Mauer entlang wieder hinauf zu ſchwanken und dann mit kühnem Ruck durch das Fenſter zu verſchwinden, als ging es in den Hafen von Jaffa. Fröhlich zog der Bäckerjunge, als er das mit ſeinem Werk beladene Schifflein hinter dem wieder geſchloſſenen Fenſter in Sicherheit wußte, ſeine Straße weiter.

Will man Florenz in ſeiner ganzen Schönheit ſehen, ſo muß man nach dem alten Biſchofsſtädtchen Fieſolo hinauffahren. Von hier iſt das Panorama wundervoll. Wenn man einen Vergleich will, ſo denke man ſich, man ſtünde auf dem Kreuzberge bei Bonn, dort, wo jetzt das Vorgebirge ſich hinzieht, lieſe der Rhein und hinter der jetzigen Laufrichtung des Rheines über Schwarzrheindorf, Beuel, Vielich und Pützchen, läge das Vorgebirge und zwar anſtatt mit Dörfern, mit lauter Villen bedeckt, übertrage den ganzen Reichtum unſeres Vorgebirges an Gemüſe und Obſt in die Botanik ſüdlicher Vegetation und denke ſich mitten hinein die ſchöne Stadt Bonn gelegt, dann hat man Florenz. — Hier bei dieſer Lage von Florenz gibts kein plötzliches Abreißen einer Schönheitslinie durch ſchroffe Höhen, nein, ſanfte grüne, weithin ſich ziehende Hügel präſentieren auf ihrem Rücken wie in einem wohlgeordneten Laden lauter Schönheiten der Natur und Kunſt; ſie, die Hügelung liegt da, wie die breit gewölbte Bruſt eines Generals, der ſich zu Ehren der vor ihm im Prunk daſtehenden Königin mit allen weithin blinkenden Ordenszeichen geſchmückt hat.

Die Fahrt nach Fieſole hat aber auch noch einen anderen eigentümlichen Reiz. Wie ganz anders wäre für uns das Kölner Straßen- und Häuſerbild, wenn die elektriſche Bahn, ſtatt unten auf dem Boden, als Schwebebahn in der Höhe des dritten oder vierten Stockes durch die Straßen führe. So fährt man nach Fieſole einen Berggrat hinauf, wodurch die benachbarten Hügel mit ihren Bauten in einen ganz anderen Geſichtswinkel gerückt werden, als wenn man ſie unten vom Tale aus ſähe. Beim Ausſteigen in Fieſole konnten wir uns einmal recht überzeugen, wie die Gedanken und Schritte der meiſten Reiſenden vollſtändig im Heerdenbanne von Bädekers oder eines anderen Reiſehandbuches ſich befinden. Der ganze große elektriſche Wagen war von Fremden, meiſt Engländern, dicht beſetzt. Sobald er ſich entleerte, zog die ganze Schar nach einer Richtung am Chor des Domes vorbei. Wir ſahen dort nichts, überzeugten uns aber, daß im Reiſehandbuch an erſter Stelle ein Stück alter, römiſcher Mauer genannt werde, das dort rechts von der Kirche zu finden ſei.

Wir haben dieſe Porta paphia bei Seite liegen laſſen und ſind in die ſchöne Kathedrale gegangen. Der Dom von Fieſole iſt dreiſchiffig in

romaniſchem Stil mit hölzernem Tonnengewölbe mit zwei übereinander ſich erweiternden Conchen gebaut; in der letzten ſteht der ſchöne Altar. 14 Glasleuchter zwiſchen den ſieben auf jeder Seite ſtehenden Säulen, die eine arkadenloſe Höhenwand mit kleinen ſchmalen Fenſterchen tragen und 15 ebenſo aus kleinen Glasprismen konſtruierte Kronleuchter müſſen, angezündet, ohne Frage mit ihren goldenen Ringen und roten Kappen am Abend feenhaft wirken.

Auf der Rückfahrt von Fieſole nach Florenz ſahen wir einen Leichenzug. Wie bei uns ſchritt der Geiſtliche vor dem Wagen und die Leidtragenden hinter demſelben, aber nicht in ſchwarzer Kleidung und Cylinder, ſondern in den gewöhnlichen Joppen und weißen und gelben Strohhüten.

Als wir weiter fuhren, laſen wir zur Seite auf der Wand eines Wirtshauſes mit großen Buchſtaben geſchrieben: „Schmitz-Bier.“ Unſere Leſer werden ſagen: Nun da wundert man ſich aber, daß ihr nicht von der Elektriſchen abgeſprungen und da hinein gegangen ſeid, denn das war doch ſicher ein Tropfen Kölſch vom Schmitz von Müngersdorf — alſo mehr als ein Grund, doch einmal hier in Florenz zu probieren, ob er ohne Schaden am Meer vorbeigefahren.

Will man die Schönheit der Lage von Florenz von einer zweiten Seite bewundern, ſo muß man noch einen andern Ausflug und zwar nach den Höhen von San Miniato machen. Wir ſchritten alſo über die Arnobrücke und bald brachte uns ein elektriſcher Straßenwagen zu dem Platze mit dem berühmten David von Michel Angelo. Von hier hat man eine prachtvolle Ausſicht auf den Dom, die Kirchen und all die ſchönen Bauten von Florenz, auf das ganze mit Villen überſäte Hügelgelände, das die Stadt umrahmt, auf die reichbewachſenen Höhen von Fieſole und die terraſſenförmig über dem Arnotal aufſteigenden Apenninenketten.

Wir fuhren weiter die mit den ſchönſten Anlagen und Landhäuſern gezierte Straße entlang. Aus denſelben erhebt ſich auf einer Anhöhe, von Cypreſſen umgeben, die Kirche und der Friedhof San Miniato. Das Innere der Kirche ſchmücken antike Marmorſäulen und ſchöne Moſaiken. Nachdem wir den glatt wie eine Flur mit weißen Marmorplatten, auf die man ein Kreuz und den Namen des Verſtorbenen gemeißelt, belegten Kirchhof durchwandert, ließen wir uns auf einer Steinbank im Schatten von Bäumen nieder, genoſſen noch einmal die herrliche Ausſicht und freuten uns der reizenden Lage von Florenz und ſagten uns, daß es mit Recht die „Sonntagsſtadt“ Italiens heiße.

Ein eigentümlicher Zauber lag über dem blühenden Talkeſſel des Arno; nur zu früh ſank für heute die Sonne im Weſten nieder und fingen die Schatten an zu fegen über dieſes einzig ſchöne Gelände, das man einmal nur braucht geſehen zu haben, um es nie wieder zu vergeſſen.

16. San Marco und Fra Angelico.

In Florenz geweſen zu ſein und nicht von Kunſt zu reden, wäre gerade ſoviel, als Köln beſucht zu haben und in der Heimat nichts vom Dom zu erzählen.

„Es iſt allgemein anerkannt, daß kein Fürſtentum in Europa patriarchaliſcher regiert wurde, eine zufriedenere Bevölkerung hatte, ein reicher bebautes Land beſaß oder größere Zeichen von Wohlſtand, Fortſchritt, Civiliſation und Glück aufweiſen konnte, als das ſchöne Großherzogtum Toscana. Seine Hauptſtadt (Florenz) iſt ſelbſt in Italien die Königin aller ſchönen Künſte, ſein Seehafen der Mittelpunkt italieniſchen Handels, die Städte zweiten Ranges, wie Pieſa, Siena, Lucca ſind frühere Hauptſtädte rivaliſierender Republiken, reich an Denkmälern, ſeine Täler gleichen in ihrer Pracht mehr Gärten als Feldern, ſeine Hügel bringen das feinſte Oel hervor und Ueberfluß an koſtbaren Weinen, ſeine Berge ſind entweder reich bewaldet, oder liefern einer edlen und geſchickten Induſtrie wertvolle Metalle,“ ſo konnte Kardinal Wiſeman noch vor 50 Jahren in ſeinen vermiſchten Schriften über Toskana urteilen, als ſeine eigentliche große Zeit, ſchon Jahrhunderte hinter ihm lag, eine Zeit, von deren Größe herrliche Reſte noch heute auf Schritt und Tritt dem Fremden erzählen.

Wenn man von Italien als dem Lande der Kunſt ſpricht, dann mißt der Kenner dem Toskaniſchen Landſtrich für dieſen Begriff die höchſte Bedeutung zu. Denn auf toskaniſchem Boden hat mit dem 13. Jahrhundert eine neue chriſtliche Malerei ihre erſten Lebenskeime entwickelt und bis zum Tode Raffaels in einheitlicher Entwicklung zu einer Blüte ausgeſtaltet wie keine Zeit ſie früher geſehen noch bis jetzt wieder erreicht hat.

In „Giotti“, ſo ſagten wir ſchon früher bei der Beſchreibung des campo ſanto von Piſa, erhebt dieſer neue Geiſt, losgelöſt von der Steifheit der bis dahin in der bildlichen Darſtellung herrſchenden griechiſch-byzantiniſchen Formen ſeine künſtleriſchen Schwingen, um ſeinen erhabenen Flug zu den Idealen hin zu beginnen, bis er die Höhen chriſtlicher Weltanſchauung erreicht und ſeine ruhmvolle Bahn mit den edelſten Kunſtwerken bezeichnet hat.

Und woher kam eigentlich der erſte Impuls zu dieſer großartigen neuen Kunſtentwicklung? Ein Kenner ſchreibt darüber: „Die religiöſe Begeiſterung, welche das Auftreten des hl. Franziskus von Aſſiſi begleitet, die eigentümlich nationale und echt chriſtliche, durch das Leben dieſes apoſtoliſchen Mannes in Italien erweckte Poeſie mußte naturgemäß der hiſtoriſchen Malerei, deren Objekte innerhalb der Feſſeln byzantiniſchen Stils ſich in lebloſer Wiederholung erſchöpft hätten, neue Lebenskraft zuführen. Das dem toskaniſchen Volke innewohnende Naturgefühl, die Friſche und Plaſtik ſeines künſtleriſchen Denkens erwachten unter dem Einfluß jener Bewegung zu ſelbſtändigem Daſein.“ Dieſe Begeiſterung und dieſe Anlage erklären es auch allein, wie es möglich geweſen, daß gerade aus Toskana während eines Jahrhunderts eine ſo große Zahl und zwar bedeutender Künſtler hervorgeht, die hervorzubringen 20 mal größere Länder viele Jahrhunderte gebrauchen.

Das St. Quirinusblatt koſtet durch die Poſt bezogen 30 Pfennig pro Quartal.

Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

„Autorisé par la censure“

St. Quirinus-Blatt

Wochenſchrift zur religiöſen Belehrung und Erbauung
Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.
Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 51. Sonntag, 22. Dezember. 1918.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 22. Dezember:	Flavian.
Montag, 23. Dezember:	Greg. v. Sp.
Dienstag, 24. Dezember:	Adam u. Eva.
Mittwoch, 25. Dezember:	Weihnachten.
Donnerstag, 26. Dezember:	Stephanus.
Freitag, 27. Dezember:	Johann A.
Samstag, 28. Dezember:	Unſch. Kinder.

Sonntagsleſung.

Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaiſers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürſt von Galiläa, ſein Bruder Philippus Vierfürſt von Ituräa und der Landſchaft Trachonitis, und Lyſanias Vierfürſt von Abilene war, unter den Hohenprieſtern Annas und Kaiphas: da erging das Wort des Herrn an Johannes, den Sohn des Zacharias, in der Wüſte. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte Taufe der Buße zur Sündenvergebung — wie geſchrieben ſteht bei dem Propheten Malachias: „Siehe, ich ſende meinen Engel, der den Weg vor mir bereiten wird.“ Dieſer iſt es, von dem es heißt im Buche der Reden des Iſaias: „Die Stimme eines Rufenden in der Wüſte: Bereitet den Weg des Herrn, machet eben ſeine Pfade! Jedes Tal ſoll ausgefüllt, und jeder Berg und Hügel abgetragen werden: was krumm iſt, ſoll gerade, was rauh iſt, ſoll zu ebnem Wege werden. Und alles Fleiſch wird ſchauen Gottes Heil!“ — Johannes trug ein Kleid von Kamelhaaren und um ſeine Lenden einen Ledergürtel; ſeine Nahrung beſtand in Heuſchrecken und wildem Honig. Er predigte in der Wüſte von Judäa und rief: „Tuet Buße; denn das Himmelreich iſt nahe!“ Da zog zu ihm hinaus das ganze Land Judäa und alle Bewohner Jeruſalems; und ſie ließen ſich von ihm im Jordan taufen und bekannten ihre Sünden.

Die letzte Adventswoche.

Immer näher kommt das hl. Weihnachtsfeſt. Da ſteigert ſich die Sehnſucht der Kirche nach dem göttlichen Erlöſer. In den ſieben großen Antiphonen, die ſie ihre Prieſter in dieſen Tagen beten läßt, kommt dieſes Verlangen zum Ausdruck und durch beſondere Adventsandachten wird das gläubige Gemüt des Volkes in dieſe Stimmung hineingezogen.

Damit aber der Erfüllung dieſes Verlangens das eigene Herz kein Hindernis bereite, ſo hält uns im heutigen Evangelium die Kirche als fürſorgliche Mutter eindringlich das Beiſpiel und die Bußpredigt des hl. Johannes vor.

Der Sohn des Zacharias, deſſen Geburt dem ſtaunenden Vater durch den Engel Gottes vorausverkündet worden, der geheiligt war, ehe er geboren, deſſen erſter Lebenstag das Haus mit Wundern erfüllte, der in der Einſamkeit der Wüſte zu jenem charakterfeſten Manne und Propheten heranreifte, als den der göttliche Heiland ſelber ihn pries, der das ganze Judenvolk an den Jordan hinauslockte und es bis in die Tiefen der Seele ergriff, er ſteht heute auch vor uns und ruft uns zu: „Bereitet den Weg des Herrn und machet eben ſeine Pfade.“

Wie beim Einzuge eines Fürſten die Wege geebnet werden, ſo ſollen auch zur Ankunft des Königs der Liebe alle Täler ausgefüllt werden:

Alle die kleinmütigen, zaghaften und niedergebeugten Seelen mögen ſich ermutigen und zu zuverſichtlicher Hoffnung erheben; denn der Herr iſt nahe.

Alle die Erdenmenſchen, die nur im Irdiſchen wühlen, für das Zeitliche allein ſorgen, das Ewige aber vernachläſſigen, ſie mögen zu heiligem Eifer erwachen und mit Kraft ſich erheben, um die leeren Lücken ihrer Verſäumniſſe auszufüllen.

Alle die Berge und Hügel des eitlen Selbſtvertrauens der Eigenliebe und des Hochmutes müſſen durch gründliche Demut abgetragen werden.

Alle die krummen Wege der Heuchelei und Verſtellung, der ſchlechten Abſichten und unredlichen Beſtrebungen ſollen mit der Gradheit, Offenheit und Lauterkeit der Abſicht vertauſcht werden.

Alle die Rauheiten des Zornes, der Erbitterung und Rachgier müſſen von der Sanftmut und Milde, von Geduld und verſöhnlicher Nächſtenliebe abgeſchliffen und geebnet werden.

Der alte Menſch muß ausgezogen, der alte Adam mit ſeinen Leidenſchaften ausgetrieben werden. Das ſind Wahrheiten, die zwar die Kirche den ganzen Advent hindurch predigt — ganz beſonders aber noch einmal am Vorabend des hl. Weihnachtsfeſtes.

Wir finden da im Kalender die Namen Adam und Eva eingezeichnet, um uns an den erſten Sündenfall und damit an das ganze Elend zu erinnern, das dadurch über das menſchliche Geſchlecht hereingebrochen iſt.

Dann aber wird an dieſem Abend, den man ſchön den heiligen Abend nennt, zur Freude der Kleinen und Großen der Chriſtbaum angezündet und mit all den Herrlichkeiten und Gaben behangen, wie ſonſt kein Baum ſich findet auf der Welt.

Wer ſieht nicht auf den erſten Blick, daß er daſteht als Gegenbild zu jenem Baume im Paradieſe, den unſere Stammeltern, in freventlichem Ungehorſam gegen Gottes Gebot zu ihren und unſerem Unglück beraubten?

Dieſem Baum gegenüber hat ja Gott der Herr den anderen auf Golgatha aufgepflanzt, den zwar dürren, nackten Kreuzesbaum, der aber durch den Sohn Gottes, der arm geſtorben, zu einem Baum geworden, deſſen Segen und Gnaden die ganze Welt, Himmel und Erde beglücken.

Und an dieſen Baum erinnert uns der Chriſtbaum. Darum bringt man ja auch ſo gern unten an ſeinem Fuße das Kindlein mit dem Krippchen an, damit wir über den Weihnachtsfreuden dieſe Beziehung nicht aus dem Auge verlieren.

Nach dem Kriege.

Eine italieniſche Legende erzählt folgende Begebenheit: Ein Mann hatte einen anderen erſchlagen und mußte, um der Blutrache des Bruders des Getöteten zu entgehen, flüchten. Nach Jahren kehrte er zurück ins heimatliche Tal. Da begegnet ihm als erſter der Bruder des Ermordeten. Den neuen Ankömmling ſehen und den Dolch aus dem Gürtel reißen, ihn niederzuſtoßen, war das Reſultat leidenſchaftlicher Erregung eines Augenblickes. Der Bedrohte ſinkt auf die Knie und ruft: „Um des Gekreuzigten willen erbarme dich“. Der andere läßt den Dolch fallen, gibt dem Feinde freien Weg und ſchreitet weiter. Dann eilt er in die nächſte Kapelle, um ſich niederzuwerfen und vor dem Bilde des Gekreuzigten ſeine ſeeliſche Erregung auszuſchütten und niederzukämpfen. Da ſcheint es ihm, als ob der Gekreuzigte das Haupt neige und ihm zunicke. Durch dieſen liebvollen Blick wieder wie zu ſich ſelbſt gebracht, fällt das Rachegefühl mit ſeiner fürchterlichen ſeeliſchen Erregung wie etwas Fremdes von ihm ab, er fühlt ſich befreit wie von einem böſen Traum.

Wie groß ſteht dieſer arme Mann, dem als Italiener ſo heißes Blut in den Adern kocht, durch dieſe ſeine Selbſtüberwindung vor uns! Was ſollen wir ſagen? War das nun Tapferkeit oder Feigheit, das Hervortreten einer ſtarken Perſönlichkeit oder einer matten Nachgiebigkeit, Miesmacherei, wie man heute zu ſagen pflegt? Jeder fühlt, wie er die Frage zu beantworten hat. Das Nachgeben an die Leidenſchaft wäre eine Niederlage der Perſönlichkeit, wäre ein Sieg der groben Inſtinkte über die Seele geweſen. Nun aber iſt er wirklich ein Held.

Tapfer iſt der Löwenzwinger,
Tapf'rer, wer ſich ſelbſt bezwang.

Legt uns dieſe Erzählung nicht einige nützliche Zeitgedanken nahe? In der Stunde, wo wir dieſes ſchreiben, ſind unſere deutſchen Bevollmächtigten eben bei dem Heerführer Foch eingetroffen, um Waffenſtillſtands- und Friedensverhandlungen zu beginnen. Mögen ſie zu einem guten Ende führen!

Welche Wandlung der Dinge! Welche Begeiſterung bei jung und alt im Anfange der Kriegsjahre! Man hörte von nichts anderem, als von gerechter Sache reden, und daß die gerechte Sache ſiegen müſſe. Man ſprach von Krieg und kriegeriſchen Tugenden und von dem Großen und Edlen, was der Krieg erzeugt, in einer ſo bombaſtiſchen Weiſe, daß alle Welt ſich ganz in dieſen Ideen berauſchte. Es gab eine Zeit lang kaum eine die Welt mächtiger entzündende und begeiſternde Idee, als die in dem Worte „Krieg" ausgeſprochen lag.

Und was haben wir jetzt? Der Krieg hat einen Umfang und eine Heftigkeit an- und nun einen Ausgang genommen, daß er die Völker Europas an den Abgrund gebracht, Millionen auf den blutigen Schlachtfeldern hingerafft, Millionen Frauen zu Witwen, Millionen Kinder zu Waiſen gemacht, überall Trümmer geſchaffen, die ein Vierteljahrhundert nicht wieder aufbaut, eine Verarmung eingeleitet, die eine ganze Generation zu Proletariern macht.

Jetzt ſchreit alles wieder nach Gerechtigkeit. Man hat geglaubt, das Recht ſich mit den Waffen erkämpfen zu können, und nun muß man nach dieſer partie remise von neuem über den Begriff, was Gerechtigkeit iſt und wie viel Recht jedem zukommt, ſich zu verſtändigen ſuchen.

Was wäre der Menſchheit erſpart geblieben, wenn man dieſe Verſtändigung über das Recht der Staaten und Völker vor dem Kriege geſucht hätte, wo ſie vielleicht noch leichter geweſen wie jetzt.

Aber etwas Gutes hat der Krieg getan. Er hat der ſo viel geprieſenen Kulturmenſchheit ihren wahren Spiegel vorgehalten, ihr gezeigt, wohin ſie gekommen, weil ſie nichts mehr auf die frohe Botſchaft des Evangeliums gegeben und nicht mehr auf die Stimme deſſen gehört, deſſen Geburt unter dem Zeichen des Friedens geſtanden, den die Engel allen Menſchen von gutem Willen verkündeten, der immer den Gruß: „Friede ſei mit Euch" auf den Lippen führte, der die Friedfertigen ſelig pries und es als ſeine Forderung aufgeſtellt hat: „Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch haſſen". Hätte die Menſchheit, wie jener rachgierige Italiener, ſich vor dem Kriege auch vor dem Gekreuzigten niedergeworfen und dort das große Verſöhnungsopfer betrachtet, auf ſeine ſterbende Stimme gehört: „Vater, vergib ihnen" und das Erbarmungswort an den reuigen Schächer: „Heute noch wirſt du bei mir im Paradieſe ſein!" Hätte dann nicht der göttliche Dulder auch den in chriſtlichem Geiſte zu ihm aufſchauenden und von Glauben und Liebe zu ihm durchdrungenen Völkern zugenickt und ihnen Kraft gegeben, über ihre kurzſichtige Selbſtſucht und die im Innern tobenden vulkaniſchen Gewalten eines geläuterten Trieblebens Herr zu werden?

Furchtbar hat die Welt ſich getäuſcht, da ſie gemeint, für ihren Beſtand ſei das Geheimnis des Opfers, der Liebe, Verſöhnlichkeit, Entſagung überflüſſig, gerade Tauſch und Konkurrenz, Wiſſenſchaft und Technik, militäriſche Organiſation und das Hochſtehen des Banken- und Finanzweſens und dabei ſonſt ſchrankenloſe Selbſtſucht gäben die Sicherheit in irdiſchen Dingen und trügen Frieden und Glück in ihrem Schoß.

Das aber iſt die erſchütternde Lehre des Weltkrieges, wenn die Welt ſich nicht wieder tragen und beſtimmen läßt von den Grundſätzen der Bergpredigt, die in allem und jedem den Egoismus zurück und auf Demut, Entſagen, Ertragen und Selbſtbeherrſchung drängt, dann kann auf die Dauer keine Lebensgemeinſchaft beſtehen, die nicht jeden Augenblick wieder den größten Erſchütterungen ausgeſetzt iſt.

„Herr, zu wem wollen wir gehen, du haſt Worte des ewigen Lebens" und „es iſt kein anderer Name unter dem Himmel, in dem wir ſelig werden können, als der Name unſeres Herrn Jeſus Chriſtus." Möge das die Welt doch zu ihrem Heil und ihrer Rettung wieder ganz und voll erkennen und wir, die wir uns zu Chriſti Lehre offen bekennen, auch wieder ganz nach den Grundſätzen des Evangeliums zu leben.

Mangel an Liebe.

Es iſt eine von großem Tiefſtand geiſtiger Erkenntnis und argem Mangel ſittlichen Verantwortungsgefühls zeugende Erſcheinung, gewahren zu müſſen, mit welcher Unverfrorenheit, mit welchem Haßgefühl Menſchen oft mit Beſchimpfungen und Verleumdungen über andere Menſchen herfallen, die ſie gar nicht kennen, die ſie niemals zu Geſicht bekommen, die ihnen niemals etwas zu leide getan haben, bloß weil die betreffenden einem beſtimmten Stande, einer beſtimmten Geſellſchaftsklaſſe angehören.

In Griechenland lebte einſt ein großer Philoſoph, Plato, der wegen ſeiner Weisheitlehren gewöhnlich der „edle" Plato genannt wird. Wie lieblos urteilt der über die „Klaſſe" der Armen: „Bettler", ſagt er, „ſollen einfach ausgetrieben werden, ſie ſtören das gemeinſame Wohlſein." Wie unbarmherzig! wie wenig ſozial! Was kann der arme Mann dafür, daß er arm iſt, oder wenn der eine oder andere durch ſeine eigene Schuld arm geworden, kennt Plato denn gerade dieſen Mann und darf er alſo ſo von den Armen im Allgemeinen reden? Weiter ſagt er: „Iſt ein Arbeiter krank, ſo liegt für den Arzt keine Pflicht vor, ſich ſeiner anzunehmen. Iſt ſeine Konſtitution nicht ſtark genug, ſo mag er ſterben, das Leben eines ſolchen Menſchen hat ja keinen höheren Zweck, als daß er ſein Handwerk ausübt. Iſt er dazu nicht mehr im Stande, ſo hat auch ſein Leben keinen Wert mehr."

Wie kommt nun Plato zu dieſem allgemeinen liebloſen Urteil über jeden, der arm iſt, über jeden, der Arbeit tut? Weil die körperliche Arbeit damals allgemein bei den hochgebildeten Griechen ſo verachtet war, darum war auch jeder verachtet, der ſie tat. „Wer einem Armen die Hand reicht, macht ſich ſchmutzig", ſagt ein anderer nicht minder berühmter römiſcher Philoſoph. Heute begreift man ſolche Urteile nicht mehr und führt ſie mit Recht darauf zurück, daß der Welt noch nicht durch Chriſtus war verkündet worden, daß alle Menſchen durch ſeinen Kreuzestod des Vaters Kinder und ſeine Brüder geworden ſeien.

Was würden aber die Armen ſagen, wenn ſie heute, und zwar jeder von ihnen zum Pöbel geworfen und von ihm meinetwegen in einem gefüllten Eiſenbahnwagen 4. Klaſſe oder in einer Volksverſammlung geſagt würde: die Armen alle und jeder von ihnen ſeien Tagediebe, Spitzbuben, Verbrecher, Banditen. Nicht wahr, wer ſo heutigen Tages öffentlich reden würde, der wäre vor Schlägen, ja ſeines Lebens nicht ſicher. Daß es aber unter den Armen welche gibt, die ähnliche Vorwürfe verdienen, iſt doch zuzugeben, aber deren gibt es auch unter den Reichen; lieblos wäre es aber und im höchſten Grade empörend, nun jeden Armen dazu zu rechnen.

Wenn nun aber jeder einſieht, daß ein ſolches Verfahren, lieblos, unberechtigt, verkehrt und wirklich pöbelhaft ſei, wie können denn ſo viele Menſchen in dieſen Fehler fallen? Und doch macht man es manchmal heute anderen Klaſſen, zumal den Geiſtlichen gegenüber ſo. Neulich hatte in einem gefüllten Eiſenbahnkoupee 4. Klaſſe ein ſolcher liebloſer Menſch das große Wort. Ein Maulheld erſten Ranges, verkündet er wie ein Orakel, die Geiſtlichen glaubten ſamt und ſonders nicht, was ſie predigten, nur einen einzigen habe er in ſeinem Leben getroffen, ſie ſeien alle Heuchler und beſchwindelten nur das dumme Volk und ſaugten es aus, um ſelbſt in Saus und Braus leben zu können.

Iſt das nun das rechte Bild vom Klerus? Wie konnte der Mann ſolche Behauptungen aufſtellen, und ſolcher Männer, die das tun, gibts eine Menge? Gewiß, auch unter den Geiſtlichen gibt es, wie es ſolche in jedem Stande gibt, welche, die nicht ihre Pflicht tun, die, anſtatt dem Volke eine Erbauung zu ſein, ihm ein Aergernis ſind. Aber ſind das nicht Ausnahmen, und iſt es nicht lieblos, wenn man das Bild dieſes einen zeichnet zu ſagen: ſo ſind ſie alle, die Geiſtlichen taugen alle nicht?

Mein Gott, welch ein unberechtigter Vorwurf. Wie viele gibt es im Klerus, die nicht erſt nach ihrem Tode, ſondern während ihres Lebens alles für die Armen gerade mit dem Wunſche geben, ſelbſt arm ſterben zu können, und dabei an ihr Privatleben die beſcheidenſten Anforderungen ſtellen! Muß man die Zahlung der nun einmal herkömmlichen Stol-Gebühren, wovon der Geiſtliche, da ſein eigentliches Gehalt manchmal ſehr gering iſt, leben muß, und das er, weil es ein ihm als Kirchendiener überwieſenes Gut iſt, auch glaubt, guten Zwecken, und nicht ſeinem eigenen etwaigen Genußleben zuführen zu müſſen, als Habgier auffaſſen? Es ſollten nur diejenigen, die ſo reden, einmal eine wirkliche Einſicht in das Budget der meiſten Geiſtlichen, die ſo und ſo viele Jahre im Dienſte ſind, ihr oft dazu noch freiwilliges Soll und ihr wirkliches Haben berechnen, ſie würden ſehen, wie ihr Einkommen meiſt in keinem Verhältnis zu dem Einkommen derjenigen ſteht, die mit ihnen den nämlichen Studiengang gemacht und nun als Aerzte, Richter, Gymnaſiallehrer, Verwaltungsbeamten tätig ſind.

Dem Schreiber dieſes fällt nicht ein, in Schutz zu nehmen, was nicht in Schutz zu nehmen iſt, oder zu leugnen, daß auf unſerer Seite Fehler, vielleicht große Fehler liegen, aber lieblos und ungerecht bleibt immer, wenn rückſichtslos über den ganzen Prieſterſtand hergefahren und ihm als Stand Fehler beigelegt werden, die leider ein einzelner an ſich tragen mag, kein einziger dieſes Standes haben ſollte.

Freilich iſt es des Prieſters Aufgabe, ſeine Gemeinde in Predigt und Chriſtenlehre hinauszuweiſen in eine ſchönere Welt, aber völlig falſch iſt die Behauptung, als ob er lediglich die Gläubigen darauf vertröſte. Das Arbeiten und Wirken im Glauben

an ſich und an den ihm anvertrauten Seelen, dann aber auch das Geben in Liebe, ſind die zwei Angelpunkte, nicht bloß allgemein chriſtlicher, ſondern ganz beſonders auch prieſterlicher Tugend. Und erſt auf dieſem Grunde baut ſich für Hirt und Herde die Hoffnung ewigen Glückes auf. Und dieſes Hoffen ſoll ausgehen nicht in einem faulen Zuſammenlegen oder in krampfhaftem Zuhalten der Hände mit dem, was unſer iſt, ſondern in einem weiten Oeffnen der Hände für die Armen, an das der göttliche Heiland mit den Worten: „Ich war hungrig, ich war durſtig, ich war nackt uſw." den Eingang in den Himmel geknüpft, und dann in einem Falten dieſer in Liebe freigebigen Hände zu freudigem Gebete um nicht mein, ſondern „unſer" tägliches Brod und „unſere" Erlöſung.

Für Leben und Sterben.

Durch die heilige Kommunion werden wir aufs innigſte mit Chriſtus vereinigt, und die heiligmachende Gnade wird vermehrt. Aber noch mehr wirkt die hl. Kommunion. Hinter der heiligmachenden Gnade zieht eine leuchtende Flut anderer Gnaden einher, die uns befähigt, unſer Heil zu wirken.

Sie ſchenkt uns eine heilige Wärme des Herzens und macht uns das Gute leicht. Die Demut, die uns ſo notwendig iſt, die Keuſchheit, die Gott von uns fordert, die Abtötung und Entſagung, die wir üben müſſen, das alles iſt unſerer armſeligen ſündhaften Natur nicht leicht: leicht wird es aber durch die Gotteskraft, die von der hl. Kommunion herkommt.

Wie viele Millionen Heilige, die jetzt im Himmel ſich freuen und die auf Erden mit ſchweren Verſuchungen zu kämpfen hatten, haben in ihrem Leben immer und immer wieder in der hl. Kommunion ſich die Stärke geholt, dieſen Stürmen zu widerſtehen. Die barmherzigen Schweſtern, dieſe Engel der Liebe auf Erden, die in Hoſpitälern und Häuſern ſich den Kranken und Armen widmen, die Miſſionare, die hinauswandern in fremde Länder, die Wilden zu bekehren: die Kraft zu dieſem opfervollen Leben holten und holen ſie ſich in der hl. Kommunion. — Und wenn es inmitten der Weltverderbnis noch ſo viele unſchuldige und brave Jünglinge und Jungfrauen gibt, was ſchützt dieſe guten Kinder vor der Verſuchung und macht ſie ſtark im Kampfe mit der böſen Begierlichkeit? Was anders, als das Himmelsbrot, das ſie ſo oft im Leben empfangen?

Ein alter Kirchenvater ſagt einmal ſehr ſchön, die Seele der Gerechten ſei gewiſſen Inſeln des Weltmeeres ähnlich. Von außen donnern die Meereswogen heran und peitſchen ſie, im Innern der Inſel aber iſt eine reiche Quelle, ruhig und klar, und unterhält dort einen ewigen Frühling. So kann auch unſere Seele eine ſelige Inſel ſein mit ewigem Grünen und Blühen, wenn ſie nur dieſe Quelle in ſich hat. Dieſe Quelle des Segens und der Gnade aber läßt die hl. Kommunion in unſerer Seele entſpringen.

Aber nun noch eines. Die Todesſtunde iſt eine ernſte Stunde. Da ſtehen die Verwandten um unſer Sterbelager, und wie ſie auch weinen und jammern, ſie können nicht helfen und uns nicht hindurchführen durch des Todes dunkle Pforte. Aber da hören wir ein Glöcklein läuten, ein Lichtſchimmer kündet uns die Nähe des Heilandes an, der Prieſter kommt, den Speiſekelch in der Hand, und er legt die hl. Hoſtie auf unſere Zunge, und es klingt wie ein Engelslied aus ſeinem Munde: „Empfange die Wegzehr unſeres Herrn Jeſu Chriſti, der dich behüten und führen wolle zum ewigen Leben."

Welch ein Troſt im Sterben! Alles verläßt uns, was wir im Leben unſer genannt — und unſer Troſt, unſere Kraft, unſer Licht bleibt nur der Leib unſeres Herrn Jeſu Chriſti, dieſer Leib, einſt durchſtochen für uns am Kreuze und jetzt unſerem ſterbenden Antlitz ſich milde zuneigend in der letzten Kommunion, als wolle er ſagen: „Fürchte dich nicht, ich bin es, und jetzt bleibe ich bei dir, und du bleibſt bei mir, bis ich dich hinübertrage ins Vaterland."

Wenn wir darum unſer ganzes Leben lang öfter zur heiligen Kommunion gehen und dieſe Himmelsſpeiſe immer würdig genießen, wenn dieſe letzte hl. Kommunion die Krönung iſt von vielen andächtigen Kommunionen, welch ein Strom von Segnungen und Tröſtungen wird dann in dem Augenblicke hinwogen über unſere Seele, die kurz vorher, ehe ſie ihren Herrn als Richter ſieht, ihn in der hl. Wegzehrung als innigſten Freund geſehen hat.

Halten wir uns an das hl. Sakrament in aller Not des Lebens, in allen Stürmen, greifen wir nach ihm in allem Hunger der Seele, die nach Glück verlangt, in aller Mühſal der irdiſchen Wanderung. Möge der liebe Heiland uns nähren mit dieſem Brote, uns bergen in dem Schatten dieſes hl. Sakramentes, bis wir ihn im Lande der Lebendigen unverhüllt ſchauen, ihn, der ſich hier unter Brotsgeſtalt aus Liebe zu uns verborgen hat.

Eine Ermahnung für die Weihnachtszeit.

Eliſabeth, eines Königs Tochter, Gemahlin eines Fürſten, legte ſchon als eben den Kinderjahren entwachſene blühende Jungfrau die Krone ab, die ſie trug. Sie lebte unter ihren Mägden von der Hände Arbeit; die Wartburg, kurz vorher ſo von Weltlichkeit glänzend und von Liedern tönend, wurde zum Spital, und Gemahl und Beichtvater mußten ihrem unerſättlichen Gebebedürfnis Beſchränkung auferlegen. Nach ihres Gatten Tode von ihrem Schwager aus der Wartburg verſtoßen, freute ſie ſich, mit ihren Kindern von Haus zu Haus um ein Almoſen für ſich zu bitten; doch bald in ihr fürſtliches Wittum wieder eingeſetzt, entſagt ſie feierlich dem eigenen Willen und Beſitz und gründet ein Spital, in dem ſie den Ausſätzigen dient. Noch in Jugendſchönheit blühend, ſtarb ſie, nach eben vollendetem 24. Lebensjahre 1231, ward, da der Ruhm ihrer Liebestaten bald die Welt erfüllte, fünf Jahre nach ihrem Tode heilig geſprochen, und Kaiſer Friedrich II. ſtellte eine koſtbare Krone auf ihr von tauſenden und abertauſenden Pilgern beſuchtes Grab.

Welch ein Beiſpiel für die nach ihrem Namen ſich nennenden Ordensgenoſſenſchaften und die überall ſo ſegensreich wirkenden Eliſabethvereine. Es ſoll ihren Mitgliedern nicht genug ſein, Brot-, Kohlen- und Spereizeikärtchen zu verteilen oder gar an ihrem Hauſe abholen zu laſſen. Gewiß nähren und wärmen ſie ja dadurch die armen Witwen und deren Kinder, aber es gibt Wichtigeres. Dadurch, daß die reicheren Frauen, die ja vielfach ſelbſt Mütter ſind und darum mütterliches Empfinden haben, perſönlich mit Mitleid und Verſtändnis die Not der Armen teilen, ihnen raten und auch für ſie wirkliche Mütter ſind, ſollen die Armen den warmen Pulsſchlag der Liebe fühlen, der ſie mit den beſſer geſtellten Frauen ein Herz und eine Seele ſein läßt, ſie zu wirklichen Schweſtern in Chriſtus macht.

Im Dom zu Marburg ſteht der alte Altar im hohen Chor und ein Gebilde an ſeiner ſteinernen vorderen Gewandung, das folgende Gruppe zeigt: links und rechts auf Krücken und Stöcken, auf alten Knien und jungen Mutterarmen Kind und Greis, Arme und Preßhafte, Krüppel und Peſtkranke, und in der Mitte als ihre Tröſterin die Heilige, deren verklärter Geiſt den Tempel über dem Altare baute, in dem ihre irdiſchen Ueberreſte ſchlummern.

Da haben wir den Punkt, wo das rechte und echte Chriſtentum ſich zeigt. Nicht in äußeren Uebungen der Frömmigkeit, die vielleicht zur Gewohnheit geworden und keine Opfer koſten, ſondern mit dieſem Verkehr mit Gott und aus ihm heraus ſoll man Verſtändnis gewinnen für das Wort des Apoſtels: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienſt vor Gott und dem Vater iſt dieſes: Witwen und Waiſen zu beſuchen in ihrer Trübſal und ſich unbefleckt zu bewahren vor dieſer Welt", und danach nun auch handeln.

Welch eine immerſprudelnde Segenskraft geht von denen aus, in denen die Liebe wohnt. Während über ſo manche Größen, die in viel jüngeren Zeiten lebten, das Rad der Zeit gegangen, lebt noch aus dem 12. Jahrhundert der Mönch von Aſſiſi, aus dem 13. die entthronte Fürſtin Eliſabeth und aus dem 16. Vinzenz von Paul mit dem Waiſenkinde unter dem Mantel. Sie wirken fort und durch die, die an ihnen ſich ein Beiſpiel nahmen ergießt ſich in tauſend Adern, in zahlloſe Stuben der Armut der Segen der chriſtlichen Caritas.

Der jetzt wieder mehr geſchätzte und viel geleſene engliſche Schriftſteller Carlyle hält es für eine törichte Bemühung, die Revolutionen zu ſegnen oder ihnen zu fluchen, aber wichtig, ſie zu ſtudieren; er heißt es verdrießlich, ihnen durch Schlamm und Regen zu folgen, aber rühmlich, mitten in die Trümmer, wenn der Wiederaufbau beginnt, ewige ſittliche Ideen, Keime des Glaubens an Wahrheit und Tugend auszuſtreuen, einen Stein zum erzielten Neubau zu liefern.

Das iſt auch die Aufgabe, die das Chriſtentum und jeder hat, der ſich zu ihm bekennt. Als bei den Stößen des Erdbebens der Auferſtandene die Türe des Grabes geſprengt, ſaß ein Engel in weißem Gewande auf dem Steine, den er zur Seite gewälzt. Möge der alten Liebe im Gewande des Engels der Barmherzigkeit der erſte Platz und die erſte Stunde gehören bei dem erhofften Oſtermorgen.

Advent.

Sieh, mit off'nen Glaubensarmen
Gehen wir entgegen dir;
O du König voll Erbarmen,
Tritt auch ein zu meiner Tür.

Nicht verſchmäh die ſchlichte Hütte
Meines Herzens, dir geweiht,
Und in ſeine Armut ſchütte
Du den Glanz der Ewigkeit.

23)

Ein paar Wochen im Süden.

Rings, ſo weit das Auge reichet,
Schauet es auf üppigen Fluren
Emſig tätigen Ackerbaues
Menſchenwürdige lichte Spuren.